

Kulturpolitik im Welte(n)Wandel – Zusammenhalt und Teilhabe in einer vielfältigen Welt

20. – 21. April 2018 – Haus 1
Friedrich-Ebert-Stiftung, Hiroshimastr. 17, 10785 Berlin

AUSBLICK

„Kulturpolitische Aufgaben: Wege in die Zukunft“

von Dr. Carsten Brosda, Senator für Kultur und Medien, Hamburg

-- Es gilt das gesprochene Wort --

Im Vorfeld zu dieser Tagung habe ich mir vorgenommen, keine Rede zu schreiben, sondern auf die Debatten und Gespräche zu reagieren. Ich möchte versuchen, mit Ihnen ein paar Bruchstücke jener Gedanken zu teilen, die uns miteinander in den letzten zwei Tagen bewegt haben.

Das Thema der Tagung – „Kulturpolitik im Welt(en)Wandel und die Rolle von Kunst und Kultur“ – gehört eigentlich viel zentraler ins Bewusstsein auch des politischen Prozesses, als das momentan und in den letzten Jahren und Jahrzehnten der Fall ist. Das hat vielleicht auch damit etwas zu tun, dass wir in den Modus des Selbstverständlichen geraten sind und viele Dinge einfach für gegeben halten und jetzt wieder feststellen, dass das nicht unbedingt so ist.

Wir befinden uns deshalb in einer Zeit, die nach grundsätzlicheren Diskussionen verlangt. Ich habe ehrlicherweise, anders als der Kollege aus dem Bundestag, der sich vorhin zu Wort gemeldet hat, auch gar keine Sorge, wenn das einmal kurzzeitig in der Analyse und in der Aufarbeitung grundsätzlich kritisch, theoretisch und auch ein bisschen abstrakter wird.

Auf Basis einer solchen Analyse können diese Prozesse dann wieder praktisch-politisch operationalisiert werden. Aber ich würde nicht mit der Komplexitätsreduktion schon bei der Analyse des Problems anfangen, sondern erst bei der Entwicklung der Antwort darauf. Dies sei an den Anfang gestellt.

Jeder von uns besitzt sicherlich eine ganze Reihe von Büchern, die man mit sich herumschleppt, in die man aber seit Jahrzehnten nicht mehr hinein gesehen hat. Ich habe mich im Rahmen meiner Doktorarbeit umfassend mit der Theorie von Jürgen Habermas beschäftigt, weil ich versucht habe, daraus eine Journalismustheorie zu entwickeln. Es ist zumindest ein Buch herausgekommen, das von alleine steht; ob die Theorie etwas taugt, müssen andere entscheiden. Ich habe damals jedenfalls den gesamten Textkorpus von Habermas gelesen; unter anderem ein Buch, das mir vor eineinhalb Jahren wieder einmal in die Hand gefallen ist, mit dem schönen Titel „Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus“ von 1978. Darin beschreibt Habermas unter anderem – und dies finde ich hochgradig instruktiv – gesellschaftliche Krisenverläufe.

Er beschreibt eine Krisenspirale in modernen Gesellschaften, die einem beim Wiederlesen erstaunlich aktuell vorkommt – auch wenn dieses Buch vor 40 Jahren geschrieben wurde. Er beschreibt, durchaus in Kongruenz zu Claus Offe und anderen, die ähnlich in der Sozialforschung dazu gearbeitet haben, wie aus ökonomischen Verteilungskrisen politische Legitimationskrisen, dann gesellschaftliche Zusammenhalts- und Integrationskrisen und am Ende kulturelle Sinnkrisen werden können – und zwar in einer sich verschärfenden Krisenspirale.

Wenn wir uns anschauen, welche Fragen wir in unserer Gesellschaft heute diskutieren, dann können wir feststellen, dass es den einen oder anderen Moment gibt, an dem wir auf dieser vierten Ebene der Spirale angekommen sind. Das muss uns alle miteinander aufrütteln: sowohl diejenigen Künstlerinnen und Künstler, die sich so-

wieso mit kulturellen Sinnfragen beschäftigen, weil damit genuin die Fragen angesprochen werden, mit denen sie sich auseinandersetzen; als auch politische Akteure, die sich nicht auf den Satz zurückziehen können: „Das liegt jenseits dessen, was ich bearbeiten kann; ich bin nur bei der Frage der legitimen Machtanwendung dabei und alles, was dahinterkommt, müssen andere lösen“. Das reicht nicht.

Insofern habe ich ein bisschen gestutzt beim Untertitel der heutigen Tagung, weil ‚Zusammenhalt und Teilhabe‘ für mich eigentlich Aspekte sind, die auf die dritte Krisenebene gehören. Dazu gehören Fragen danach, wie integrativ unsere Gesellschaft ist: Haben Bürgerinnen und Bürger eigentlich die Möglichkeit zur Teilhabe? Dazu gehören auch Fragen danach, wie wir gesellschaftlichen Zusammenhalt und kongruentes gesellschaftliches Zusammenleben gewährleisten können.

Kulturelle Fragen sind eher Zusammenhangs-Fragen und nicht Zusammenhalts-Fragen.

Die beiden Aspekte bedingen einander natürlich. Aber die Frage „Was organisiert eigentlich den Zusammenhang, was sorgt für Kohärenz in dem, was wir miteinander haben?“ lenkt den Blick auf die Themen, mit denen wir uns intensiver auseinandersetzen müssen, als es in der Vergangenheit der Fall war. Das Wichtige dabei ist, dass uns angesichts der Feststellung, dass Kultur auf diese Art und Weise im politischen Debatten wieder neu virulent wird, nicht der Fehler unterlaufen darf, Kultur deswegen funktional mit Erwartungen zu befüllen.

Es gibt ein aktuelles Buch des marxistischen Literaturtheoretikers Terry Eagleton mit dem schönen klassischen Titel „Kul-

tur“, in dem er einmal quer durch die aktuellen Themen pflügt und sagt: Passt auf! Viele von den Fragen, die ihr gerade der Kultur rüberschiebt, sind Fragen, die ihr sozialpolitisch, verteilungspolitisch oder bildungspolitisch lösen müsst. Das kann Kultur für euch nicht leisten! Wenn ihr Kultur zum Beispiel damit belastet, für die Integration einer kulturell vielfältigen Gesellschaft zu sorgen, und zwar im Sinne des Aufschließens von Teilhabemöglichkeiten für die Neuhinzugekommenen, dann überfordert ihr die Künstlerinnen und Künstler und diejenigen, die kulturelle Zusammenhänge professionell produzieren. Eagleton fordert uns stattdessen auf, dafür zu sorgen, dass Kunst und Kultur ausreichend Freiräume haben, um vielleicht am Ende genau diese zweckfreien Zwecke dialektisch dann doch erfüllen zu können. Dies ist in einem von demokratischen Legitimationsfragen durchtränkten System manchmal etwas schwer auszuhalten! Vor allen Dingen gegenüber Parlamenten, die verlangen, dass sie mittels Kennzahlen darüber informiert werden, wie das Geld ausgegeben wurde und was genau damit passiert ist.

Aber das muss man miteinander aushalten, weil man häufig den Zweck von Kunst vorher gar nicht definieren kann – außer indem man sagt: Da wird schon etwas Gutes dabei herumkommen.

Vor diesem Hintergrund haben wir derzeit – darauf weist der Titel „Welt(en)Wandel“ natürlich hin – ziemlich dramatische Veränderungsprozesse, die als Chiffren immer durch die Debatten schwirren und die alles in unserer Gesellschaft berühren und damit natürlich auch die Frage der Rolle von Kulturpolitik. Sie sind auch bei dieser Tagung zur Sprache gekommen: Wir haben über Migration ebenso gesprochen wie

über demografischen Wandel, von globaler Vernetzung, über Digitalisierungstendenzen oder die Entmaterialisierung von Kulturproduktion. Alles Themen, die wir noch nicht genau durchdrungen haben, die sich aber alle vor der Folie einer immer stärkeren und immer tiefergehenden transkulturellen Vernetzung in unserer Welt vollziehen.

Auch das ist etwas, das wir noch einmal klar markieren müssen. Diejenigen, die heute populistisch in die Debatten einsteigen, hängen oft einem Kulturverständnis an, das in einer spezifischen Dimension tatsächlich zutiefst deutsch ist. Es geht zurück auf die Herder'sche Idee des Nationalstaats und seiner nationalen Kultur. Herder hat damals geschrieben, dass der Staat und seine Kultur in sich selbst ruhend wie eine Kugel funktionieren würden. Die Kugel erzeugt, wenn sie bei sich selbst ist, Ruhe und Harmonie und sorgt dafür, dass Bürgerinnen und Bürger mit sich selbst im Reinen sein können. Das führt dann bei der Begegnung zweier Kulturen dazu, dass es ähnlich wie in einem Billardspiel zugeht: Sie stoßen aneinander und stoßen sich wieder ab. Und wenn jede wieder für sich liegt, dann ist alles wieder gut. Dieses Bild ist analytisch so weit weg von dem, was wir tatsächlich in unseren Gesellschaften erleben, wie es nur sein kann. Das müssen wir markieren und verdeutlichen: Die Vielfalt innerhalb unserer Gesellschaften, das Aushalten von Differenz und die Potenzialität – wie Adorno einmal gesagt hat –, ohne Angst verschieden sein zu können, das ist es eigentlich, worum es in unseren Gesellschaften heute gehen muss und was wir verteidigen müssen. Und das wir auch dadurch verteidigen können, dass wir Vielfalt gewährleisten.

Diese Erkenntnis stellt einen sehr wichtigen Aspekt in der kulturpolitischen Arbeit dar: Wir können nicht – und das zieht sich durch die Statements beinahe aller kulturpolitischen Akteure der verschiedenen Panels und Labs dieser eineinhalb Tage – selber formulieren, was wir erwarten. Wir können nicht sagen: Das soll das Ergebnis sein. Oder: Wir wollen, dass ihr euch mit diesen Fragen beschäftigt. Schon das ist zu viel.

Aber wir können und wir müssen mit Kulturpolitik die Räume und die Rahmenbedingungen dafür schaffen, dass andere Fragen gestellt und andere Produktionen gewährleistet werden können, die kulturelle und gesellschaftliche Verständigungsprozesse initiieren können.

Dazu müssen wir – um ein Beispiel zu nehmen – herauskommen aus diesem, mittlerweile fast reflexhaft artikulierten Gegensatz zwischen den klassischen Kulturinstitutionen einerseits und den freien Produktionen andererseits. Wir brauchen beides. Natürlich erleben wir seit längerem eine gravierende Ungleichverteilung der finanziellen Mittel und müssen stärker darauf schauen, dass die freie Szene größere Unterstützung erhält. Das ist eine Aufgabe der nächsten Jahre. Gleichzeitig kann es aber nicht bedeuten, dass wir zulassen, dass die Institutionen, die über hundertfünfzig Jahre aufgebaut wurden, jetzt langsam vor sich hindämmern. Wir brauchen beides und müssen auch beides hinbekommen. Unser Ziel muss sein, das eine zu tun, ohne das andere zu lassen und auch jedes in seinem Recht anzuerkennen. Zudem ist eine Vernetzung ganz spannend, weil sowohl die Theater als Institutionen als auch die freien Projekte das Potenzial haben, Räume und Kristallisationspunkte für die intellektuelle und künstlerische Be-

schäftigung mit den Fragen unserer Zeit zu schaffen. Diese Räume zu ermöglichen, ist eine der zentralen Aufgaben von Kulturpolitik – ebenso wie die Bereitschaft, sich dann auch mit Lust und Leidenschaft in die intellektuellen Debatten hineinzubegeben, die sich daran kristallisieren.

Räume öffnen – dazu haben wir viel gehört. Das fängt schlicht bei der Frage an: Gibt es Orte in der Stadt, die bezahlbar sind, um dort Kunst zu machen? Es hört aber nicht auf bei der Frage: Gibt es eigentlich Räume, in denen Gesellschaft sich spontan als Gesellschaft begegnet? Auch das ist eine Frage, bei der wir gerade in großen Städten oder auch auf dem Land, in den Regionen feststellen müssen: Diese Räume ergeben sich nicht mehr aus sich selbst heraus. Sie sollten sich aber ergeben, weil wir die Debatten miteinander führen müssen.

Ich fand die Diskussion im Eröffnungspanel diesbezüglich partiell ein bisschen skurril, als es um die Frage ging: „Muss ich jetzt mit denen reden, die nicht meiner Meinung sind?“ Die Antwort ist für mich ganz klar: ja, natürlich. Aber mit einer wichtigen Ergänzung: Ich breche dann den Diskurs ab, wenn jemand infrage stellt, dass es den Diskurs geben darf. In einer pluralistischen Gesellschaft gibt es divergierende Meinungen, darin müssen wir uns einig sein. Die kritische Differenz entsteht dann, wenn jemand nicht mehr bereit ist anzuerkennen, dass man sich verständigen will. Diese manchmal fiktionale Annahme braucht es. Habermas spricht von der kontrafaktischen Unterstellung der Verständigungsorientierung. Das bedeutet praktisch: Ich erzähle Ihnen hier nur etwas, weil ich glaube, dass Sie mir zuhören und sich damit auseinandersetzen wollen. Würde ich davon ausgehen, dass Sie alle jetzt lieber

am Plötzensee oder in der Jungfernheide im Freibad sitzen würden und mir schon gar nicht mehr zuhören und gedanklich die Tasche packen, müsste ich hier auch nicht mehr sprechen.

Insofern: Ich unterstelle Ihr Interesse, selbst wenn es nicht stimmen sollte. Denn nur auf der Basis dieser Unterstellung reden wir miteinander. Das kann man auch abtragen bis runter ins Beziehungsgespräch. Da ist das genauso. Wenn ich morgens übers Frühstücksei etwas verhandle, tue ich das auch nur, weil ich glaube, dass meine Tochter der Meinung ist, dass es sinnvoll ist, mir zuzuhören.

Solche qualitativen Debatten müssen wir gesellschaftlich führen. Mit Blick auf die Rechtspopulisten machen wir vielfach allerdings einen Fehler, wenn sie mit am Tisch sitzen: Wir betrachten sie dann häufig als Phänomen an sich und diskutieren über den Rechtspopulismus und nicht mehr über die Sache. Damit reifizieren wir den Rechtspopulismus, machen ihn selber stark, indem wir ihn thematisieren, statt in den Einzelthemen festzustellen: jenseits des Ressentiments und der schlechten Laune finden wir dort oft gar keine Argumente oder Ideen. Das muss ich dekonstruieren. Das kann ich aber nur im Gespräch. Wenn wir die Rechtspopulisten ausschließen, dann bleibt ihnen die Verschwörungstheorie, dass sie ja die besseren Ideen hätten, diese aber nicht einbringen können in die allgemeine Debatte. Das sollten wir uns alle miteinander als Menschen, die in der Kultur das Streiten gelernt haben, auf keinen Fall antun. Damit machen wir den ersten Fehler, mit dem wir diese Leute stark machen, statt sie zu stellen und zu entlarven.

Ich will noch einen weiteren Gedanken hinzufügen, der vor dem Hintergrund der

erweiterten Vielfalt unseres Landes wichtig und wesentlich ist. Wir hatten vor ein paar Monaten in der Kulturstiftung der Länder eine sehr interessante Diskussion darüber, was eigentlich das kulturelle Erbe unseres Landes ausmacht. Diese Diskussion hat mir wieder einmal klargemacht, warum ich politisch in dem Laden bin, indem ich bin, und nicht in einem anderen, als es nämlich um die Frage ging, welchen Effekt eigentlich die Tatsache der Einwanderung auf die Definition des kulturellen Erbes unserer Gesellschaft hat. Das ist hochspannend, weil man feststellt, dass bei manchen Konservativen das Framing ist: „Wir müssen das anders vermitteln. Die Geschichte ist ja so, wie sie ist. Sie hat das kulturelle Erbe produziert, so wie es da ist. Und jetzt kommt es darauf an, denjenigen, die neu in unsere Gesellschaft hinzugekommen sind, zu vermitteln, wie wir so geworden sind, wie wir sind.“

Eine progressive Geschichte aber klingt ganz anders:

Eine Gesellschaft konstituiert sich aus den Menschen, die gerade Teil der Gesellschaft sind. Die Erfahrungen und die kulturellen Heritages aller Menschen, die hier leben, konstituieren das kulturelle Erbe dieser Gesellschaft.

Und wenn wir auf einmal Menschen muslimischen Glaubens hier haben, wenn wir Menschen aus anderen Weltregionen hier haben, dann konstituieren sie das kulturelle Erbe dieser Gesellschaft mit. Es geht nicht nur um die Frage: „Wie vermitteln wir ein statisches kulturelles Erbe?“, sondern es geht darum: „Wie erkennen und definieren wir eigentlich, was unser gemeinsames kulturelles Erbe ist?“ Das ist eine fundamental andere Auffassung davon, wie wir Gesellschaftlichkeit verstehen – nämlich

als einen kontinuierlichen Prozess, in dem wir immer wieder neu miteinander aushandeln, welche Werte und Normen unsere gemeinsame Grundlage des Miteinanders sind – und wie wir Kulturpolitik am Ende konkret umsetzen.

Auch da lohnt es sich, durchaus auch aus einer linken Position heraus, klar kulturpolitisch Position zu beziehen, die Differenz auszuhalten und auszufechten, weil wir nur auf dieser Grundlage eine offene, eine freiheitliche und eine bunte Gesellschaft auf Dauer werden gestalten können. Ansonsten haben wir das Herder'sche Kugelmodell wieder, weil wir dann die deutsche Kugel definieren, die wir den anderen meinen in die Tasche legen zu müssen. Das hielte ich für grundfalsch.

Lassen Sie mich noch einen abschließenden Gedanken äußern. Es gibt ein Buch, in dem wir vieles von dem finden, was wir hier diskutiert haben. Ein Buch, das im letzten Jahr viel gelesen worden ist und das auch der Lektüre lohnt: „Gesellschaft der Singularitäten“ von Andreas Reckwitz. Wenn man es ganz kurz zusammenfasst, sagt der Soziologe und Kulturwissenschaftler, dass der Grundmodus unserer Gesellschaft heute der ist, dass man auf individueller Ebene seine Einzigartigkeit belegen muss, um daraus das soziale und kulturelle Kapital für die eigene Stellung innerhalb unserer Gesellschaft zu (be)ziehen. Da ist ja etwas dran. Die Gründe dafür reichen bis zur Digitalisierung. Digitale Kommunikationsangebote funktionieren schließlich vielfach nur noch nach Individualkategorien. Das ist im Prinzip das, was nach dem Individualismuskurs der 90er Jahre und der frühen Nullerjahre kommt: Ich muss mich selber distinguieren vom Rest, und aus meiner Einzigartigkeit heraus bekomme ich dann meinen sozialen

Status. Das funktioniert aber nicht für alle 82 Millionen in unserer Gesellschaft. Und das erleben wir. Denjenigen, für die es nicht funktioniert, bleibt aber die entscheidende Frage: „Habe ich Identifikationsräume und Identifikationsmöglichkeiten, mich trotzdem als Teil dieser Gesellschaft zu begreifen oder werde ich dann, als quasi nicht ausreichend mit kulturellem Kapital zur Teilhabe ausgestattet, an den Rand gedrängt?“ Ein solches Integrationsangebot an diejenigen, die das Gefühl haben, sie sind in diesem Distinktionswettbewerb nicht ausreichend beteiligt, machen aktuell die Rechtspopulisten.

Hier liegt eine wichtige Herausforderung für die Linke, die ja früher selbst solche Gruppenerlebnisse geschaffen hat. Wir brauchen positive Identifikationsmöglichkeiten. Wir sollten miteinander darüber nachdenken, wie Identifikationsmöglichkeiten und Teilhabemöglichkeiten sowie Zusammenhaltsoptionen auf Basis einer gemeinsamen Vorstellung davon, wie unsere Gesellschaft aussehen soll, entwickelt werden könnten – und zwar aus einem sozialen und demokratischen Gesellschaftsverständnis heraus. Ich glaube, da liegt eine große Aufgabe, die auch wiederum etwas mit Kultur zu tun haben kann. Kultur als eine nicht rationale, nicht diskursive, sondern häufig mimetisch wirkende Kraft kann hier viel leisten, weil sie viel unmittelbarer und emotionaler ist.

Wir haben im Rahmen der 6. Kulturpolitischen Jahrestagung der Friedrich-Ebert-Stiftung viele Heimatdefinitionen gehört. Lassen Sie mich noch abschließend eine hinzufügen: Der amerikanische Dichter und vierfache Pulitzer-Preisträger Robert Frost hat einmal gesagt:

Heimat ist „der Ort, wo sie einen hereinlassen müssen, wenn man wiederkommt“.

Das ist ein Heimat-Begriff, mit dem ich sehr viel anfangen kann und den ich sehr pragmatisch finde.

In diesem Sinne wünsche ich jetzt allen viel Spaß beim Zurückkehren in die jeweiligen Heimaten. Und die Hoffnung, dass der Schlüssel in der Tasche steckt.

Schönen Dank!

© 2018 Forum Berlin ◦ Friedrich-Ebert-Stiftung

** Der Inhalt des Beitrages enthält die Meinung des Redners. Diese ist nicht in jedem Fall identisch mit der Meinung der Friedrich-Ebert-Stiftung.*